

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Aus Deutschlands Vergangenheit

eine Sammlung von Erzählungen mit kulturgeschichtlicher Grundlage

Der Untergang der Stedinger - eine geschichtliche Erzählung aus der
Vorzeit von Köln, Hamm und Bremen

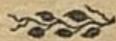
Fricke, Wilhelm

Bielefeld, [1893]

9. Kapitel.

urn:nbn:de:gbv:45:1-6554

Wachfeuer erhellten bald das Lager, Posten standen auf den Wällen und weiter ab von denselben, langsam auf- und abschreitend, während die Mehrzahl der Stedinger sich auf Stroh und Heu streckten, um, abgehärtet wie sie waren, unter freiem Himmel ihren Körper durch Schlaf zur blutigen Arbeit zu stärken.



9. Kapitel.

Inmitten des Heerlagers der Kreuzfahrer erhob sich ein stattliches Zelt, auf dessen Spitze die Zeichen des Erzbischofs von Bremen weheten. Der Kirchenfürst hatte eben die Häupter seiner Scharen um sich versammelt und unterhielt sich mit ihnen über den Niedergang des Grafen Otto von Oldenburg.

„Mein Vetter liebte es stets, seine eigenen Wege zu gehen,“ sprach er, „schon oft warnte ich ihn und führte ihm das Bild des Vaters vor, der durch einen Bund Pfeile seinen Söhnen zeigte, daß Eintracht stark macht. Bleiben wir daher hübsch in einem Haufen, meine Herren, lassen wir keine Sondergelüste herrschen und es möchte doch wie ein Wunder zugehen, wenn wir dieses Bauernpack nicht zur Erde brächten.“

Die Ritter und Grafen pflichteten dem Prälaten bei und vermaßen sich hoch und teuer, das Schicksal ihres Standesgenossen zu rächen.

„Sie werden heranziehen, meine Herren,“ fuhr Gerhard von Bremen fort, „ich kenne sie; übermütig werden sie uns angreifen und da scheint mir am besten, hier auf festem Grunde sie zu erwarten, wo unsere Streithengste nicht versinken. Einige Heißsporen meinen zwar, wir müßten über sie kommen, allein diese kennen das Stedingerland nicht. Man glaubt

eine feste Wiesenfläche vor sich zu haben und wenn man anreitet ist es Sumpf. Wir bleiben also, meine Herren, bis der Bauer kommt.“

Ein Ritter trat in diesem Augenblicke in das Zelt und meldete, daß ein kleiner Zug von Bauern, geführt von ihrem Wega vor ihrem Lager halte, um die Leiche des Grafen Otto an Ew. Gnaden abzuliefern.

„He, das fehlte auch noch!“ rief der Erzbischof aus. „Meint das Bauernpack, wir wären Esel, uns so bethören zu lassen. Sie wollen uns die Leiche als Warnung zeigen, unsere Söldner durch ihren Anblick erschrecken und uns höhnen! Wer tot ist, hat sein Recht am Leben verloren. Die Bauern mögen die Leiche behalten.“

„Boleko von Bardensleth, der Wega, verlangt, Ew. Gnaden zu sprechen und bittet um freies Geleit,“ versetzte der Bote.

Das Auge des Erzbischofs blitzte auf.

„Der Fuchs wagt sich in die Höhle des Wolfes,“ sprach er lachend, „wohlan, wir wollen ihn empfangen. Ordnet Euch, Ihr edlen Herren, damit wir dem Bauernführer zeigen, welch ein Unterschied zwischen uns und ihm ist!“

Die Grafen und Ritter stellten sich in einem Halbkreis auf und bald hernach erschien Boleko.

„Gott zum Gruß, Herr Erzbischof,“ sprach er und zog den Hut, ohne sich im mindesten um die Ritterschaft zu bekümmern.

„Ihr habt viel gewagt, Wega,“ versetzte Gerhard.

„Im Vertrauen auf Ew. Gnaden Gesinnung bin ich gekommen, einen Versuch zu machen, Frieden zu schließen,“ sagte Boleko.

„Ihr erscheint zu spät,“ sprach der Kirchenfürst.

„Zur Verhinderung von Blutvergießen kommt man nie zu spät, Herr,“ entgegnete der Stedinger. „Stellt Eure Bedingungen und wir wollen sie erwägen.“

„Habe sie Euch bereits vor Jahren mitgeteilt, jetzt ist es zu spät,“ versetzte Gerhard streng, „das Maß Eurer Verbrechen ist voll und der Gerechtigkeit muß ihr Lauf werden.“

„Ist das Ew. Gnaden letztes Wort?“ fragte Boleko.

„Völlige Unterwerfung auf Gnade und Ungnade kann Euch allein noch retten,“ setzte der Prälat hinzu.

Das Auge des Stedingers flammte auf.

„Wir streckten den Oldenburger und seine Mannen auf dem Himmelstampe zu Boden,“ sagte er, „und von Unterwerfung darf keine Rede sein. Wir wollen die That eines der Unfrigen, der übrigens im Brotdief den Tod gefunden hat, sühnen, indem wir in Bremen ein Kloster stiften.“

„Und mir den Schneider Valentin ausliefern?“ fragte Gerhard spöttisch.

„Nein, Herr,“ versetzte Boleko, „Valentin ist ein Stedinger.“

„Aber zugleich ein verdammter Ketzer, der Euch allesamt der heiligen Kirche entfremdet hat!“ schalt der Prälat. „Wohl an, so hört meine Bedingung. Gründet meinethalben das Kloster, gebt den Valentin heraus und nehmt Eure Höfe von mir zu Lehen.“

„Auf diese Forderungen habe ich nur ein Nein,“ sprach Boleko fest. „Ich that meine Schuldigkeit, meine Sendung ist gescheitert und das Blut, welches vielleicht morgen schon fließt, fällt auf das Haupt Ew. Gnaden.“

Mit diesen Worten wollte er sich entfernen, allein Gerhard erhob sich rasch.

„Halt,“ rief er, „so ist das nicht gemeint. Ihr seid in unserer Gewalt und werdet das Lager nicht wieder verlassen. Als Empörer und Rebell habt Ihr kein freies Geleit zu verlangen!“

„Auch das noch!“ donnerte Boleko auf. „Hier die Ritter sind Zeugen dieses unerwarteten Gewaltaktes. Werden die Herren schweigen zu dem, was sie gehört haben?“

„Dem Manne ist freies Geleit zugesagt,“ sprach der Graf von Ravensberg, „es muß gehalten werden!“

„Oho, Herr Graf,“ sprach Gerhard von Bremen, verwundert ob des unerwarteten Einspruchs, „wißt Ihr auch, daß der Bannfluch auf dem Haupte dieses Mannes ruht? Wißt Ihr auch, daß wir uns einer Strafe schuldig machen, wenn wir ihn ziehen lassen?“

„Dem Manne ist freies Geleit zugesichert und es ist Ritterpflicht, es zu halten,“ sprach der Ravensberger. „Ja, wenn es der Teufel wäre, müßten wir dem Gebote der Ehre folgen.“

„Die Pflicht gegen die Kirche steht höher als alles auf Erden,“ versetzte der Erzbischof.

Ein Murmeln der Unzufriedenheit ging durch die Reihen der Ritter und Gerhard sah ein, daß er zu weit gegangen war.

„Ich will,“ sprach er, „für diesmal ein Einsehen haben und Eurem Wunsche folgen, doch lehn ich die Wirkung dieses Thuns von mir ab. Boleko von Bardenfleth, Ihr könnt gehn. Meine Bedingungen wißt Ihr.“

„Sie sind unerfüllbar, so wahr ein Gott im Himmel ist,“ warf der Aiega ein, „und es bleibt nur noch der Appell an die Waffen übrig. Morgen werden wir uns wiedersehn.“

Mit diesen Worten schritt das erwählte Oberhaupt der Stedinger davon.

„Ein stolzer Bauer!“ murmelten einzelne Ritter.

„Fast sollte es uns leid thun, gegen ein solches Geschlecht streiten zu müssen,“ meinte der Graf von Ravensberg.

„Keine Weichherzigkeit, meine edlen Herren,“ mahnte der Erzbischof, „Ihr kennt den unbeugsamen und starren Sinn dieser Bauern nicht. Mir hat er die letzten Jahre meines Lebens verbittert und der heiligen Kirche Schaden gebracht. Alle Verfolgten und Ketzer fanden Zuflucht bei diesem Landvolke, um so lange zu weilen, bis ihnen Gelegenheit wurde, auf See zu kommen und sich so dem Arme der Gerechtigkeit für immer zu entziehen. Selbst einer der Mörder des heiligen Engelbert von Köln, ein Strauchritter, soll, wie ich höre, sich in der letzten Zeit bei den Stedingern aufgehalten und ihnen seine Dienste angeboten haben.“

Bei diesen Worten blickten sich der Graf von Ravensberg und der Junker von Mattena an.

„Nur keine Schwäche, meine Herren,“ mahnte der Erzbischof aufs Neue, „der Bauer wird sie morgen fürwahr nicht zeigen! Er weiß, was er will und wird nie zahm, bis er am Boden liegt.“

Nach diesen Worten winkte der Prälat und entließ durch dieses Zeichen die Grafen und Herren, die sich beeilten, das Zelt des Kirchenfürsten zu verlassen, um draußen ihren Gedanken einen freieren Ausdruck zu geben, welcher Ausdruck

keineswegs dem Erzbischofe angenehm gewesen wäre, denn es fielen Worte von „hochmütigen Kirchenfürsten“ und einer „alles verschlingenden Klerisei.“



10. Kapitel.

Nach einigen Tagen rückte der gesamte Heerbann des bedrohten Bauernvölkchen, gegen zehntausend Mann stark, auf Alteneßch, wo sich die Kreuzfahrer gelagert hatten, vor, fest entschlossen, der Sache mit einem Schlage ein Ende zu machen, um entweder die Freiheit oder den Tod zu gewinnen. Alles, was Waffen tragen konnte, war freudig unter das Scharbanner geeilt und keiner zurückgeblieben außer Greifen, Weibern und Kindern.

Der Frühling hatte eben seinen Einzug gehalten und das fruchtbare Land prangte im herrlichsten Saatengün. Soweit das Auge reichte, glich es einem Paradiese. Die Lerchen schwirrten hoch in den klaren, blauen Lüften; Nachtigallen sangen in den Zweigen und Störche schritten gravitatisch in den Schilfdickichten an den Flüssen und Gräben dahin. Es war, als ob die Natur sich ihren Bewohnern noch einmal in ihrer vollsten Schönheit zeigen wollte, diese anzufeuern, für diesen köstlichen Besitz den Kampf auf Leben und Sterben kühnlich zu wagen.

In der alten keilsförmigen Ordnung schritten die Stedinger der zehnfachen Übermacht festen Mutes entgegen. Unabsehbar waren die Reihen der Feinde, die ihrer mit wehenden Bannerzeichen harreten. Welch ein ungleicher Kampf!

Noch einmal hielten die Bauern inne. Weithin schallten die Stimmen ihrer Führer. Boleko von Bardenfleth trat vor den gewaltigen Keil.

„Stedinger,“ so rief er, „die Entscheidungsstunde ist gekommen. Die Priester und Ritter warten eurer. Schließt